

## **Schlusswort**

von  
Klara Obermüller

Verehrte Anwesende,

vor Ihnen steht eine Frau, die im Frühling dieses Jahres 75 geworden ist. Ich bewege mich also ziemlich genau im Mittelfeld jener Zielgruppe, über die Sie sich an der heutigen Tagung Gedanken gemacht haben. Alles, was Sie in den vergangenen sechs Stunden diskutiert, kritisiert und vorgeschlagen haben, betrifft mich unmittelbar. Und umgekehrt dürften meine Vorstellungen und Erwartungen, meine Ängste und Hoffnungen auch Sie interessieren.

Wie also stelle ich mir meine alten Tage in einer Stadt wie, sagen wir mal, Zürich vor? Wie will ich sie gestalten? Und was erwarte ich mir von Seiten des Gemeinwesens, damit ich auch im Alter so leben kann, wie ich gerne möchte? Von meiner Seite kann ich sagen: Ich möchte, wie vermutlich die meisten meiner Altersgenossen, ein aktives, unabhängiges und selbstbestimmtes Leben führen, so lange es irgendwie geht. Ich möchte Kontakte pflegen, mich kulturell betätigen und Zugang zu Informationen haben. Ich möchte mobil und erreichbar sein. Ich möchte am Leben der Gesellschaft teilhaben, mich einbringen und mich in ihrer Mitte aufgehoben fühlen.

Wenn mich allerdings eines Tages die Kräfte verlassen und ich auf fremde Hilfe angewiesen sein sollte, wäre es mir, wie wohl den meisten von uns, wichtig, so lange es irgendwie geht, in meinen vertrauten vier Wänden bleiben zu können. Noch wichtiger wäre mir allerdings, weiterhin erreichbar zu sein, weiterhin Kontakte pflegen und Zugang zu Informationen haben zu können. Noch wichtiger wäre mir – ob nun zuhause oder im Heim – mich auch weiterhin als Teil der Gesellschaft fühlen dürfen – wenn es sein muss, auch in einem Alters- oder Pflegeheim. Von Seiten des Gemeinwesens erwarte und erhoffe ich mir, dass es mir Rahmenbedingungen bietet, die mir ein solches Leben auch noch im hohen Alter möglich machen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Als ich unlängst Gelegenheit hatte, an einer von der Lokalredaktion des Zürcher „Tages-Anzeigers“ veranstalteten Telefonaktion für alte Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt Zürich teilzunehmen, durfte ich feststellen, dass deren Vorstellungen von einem Leben im Alter den meinen nicht unähnlich waren. Folgende Anliegen kristallisierten sich am Ende des etwa dreistündigen Telefondienstes heraus:

1. die Sorge um bezahlbaren, altersgerechten Wohnraum bzw. einen innert angemessener Frist bereitstehenden Platz in einer Alterssiedlung oder einem Pflegeheim
2. der Wunsch nach möglichst barrierefreiem Zugang zum öffentlichen Raum wie auch zu den öffentlichen Verkehrsmitteln. Stichwort: Strassenbahnen, die einem nicht immer vor der Nase abfahren, Ampeln, die nicht immer gleich auf Rot schalten u.ä.m.

3. das zwar meist etwas diffus, aber doch deutlich geäußerte Bedürfnis nach Austausch und Kontakt mit anderen, insbesondere auch mit jüngeren Menschen

Diese, zugegeben, nicht repräsentativen Ergebnisse unserer Telefonaktion fügen sich gut in den Rahmen einer letzten Jahr vom Institut für Gerontologie der Universität Heidelberg durchgeführten Studie, die Probandinnen und Probanden nach den Voraussetzungen für Wohlbefinden und eine positive Lebenseinstellung im hohen Alter befragte. Erstaunlicherweise schafften es dabei weder Gesundheit noch materielle Sicherheit auf die vorderen Plätze. An erster Stelle genannt wurden vielmehr:

- die Freude und Erfüllung in der Begegnung mit anderen Menschen
- die Freude und Erfüllung im Engagement für andere Menschen
- das Bedürfnis, auch weiterhin gebraucht zu werden und geachtet zu sein – vor allem von nachfolgenden Generationen

Dem gegenüber standen, gleichsam als Kehrseite der Medaille:

- die Angst vor der Einsamkeit
- Selbstzweifel in Bezug auf die eigene Person
- die Erfahrung fehlender Achtung, Zustimmung und Aufmerksamkeit durch Familienangehörige, vor allem nachfolgender Generationen.

Solchen Bedürfnissen bzw. Ängsten gilt es also im Umgang mit alten Menschen in unserer Gesellschaft Rechnung zu tragen. Das heisst: Es braucht Rahmenbedingungen, die auch hochbetagten Mitgliedern unserer Gesellschaft Autonomie und Partizipation ermöglichen. Und dies wiederum bedeutet, dass eine Kultur geschaffen werden muss, die alte Menschen in ihrem Wunsch, möglichst lange nicht nur selbstbestimmt, sondern auch mitverantwortlich zu leben, ernst nimmt. Alte und auch sehr alte Menschen wollen nicht nur irgendwo aufbewahrt und betreut werden, sie wollen sich, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, weiterhin um andere Menschen kümmern können, sie wollen sich weiterhin für andere verantwortlich fühlen, sie wollen ihren Beitrag leisten und sich weiterhin als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft wahrgenommen und geschätzt werden.

Bestätigt wird dieser Befund durch die Studie zur „Alterspolitik in der Schweiz“, die letztes Jahr vom Veranstalter der heutigen Tagung, dem Schweizerischen Städteverband, in Auftrag gegeben wurde. Auch hier haben die Befragungen ergeben, dass Autonomie, Partizipation und Integration ganz oben auf der Prioritätenliste alter Menschen stehen und für die überwiegende Mehrzahl der Befragten Lebensqualität im Alter von der Befriedigung dieser Bedürfnisse abhängig ist.

Aus diesen Erkenntnissen hat der Schweizerische Städteverband Konsequenzen gezogen und auf die heutige Tagung hin folgende sehr unterschiedliche, aber für die Zielsetzung gleichwohl relevante Themenbereiche auf die Agenda gesetzt:

1. Gesellschaftliche Partizipation
2. Wohnen
3. Gesundheitsförderung und Prävention
4. Gestaltung des öffentlichen Raums
5. Intergenerativer Austausch

## 6. Migration

Zu den Themenbereichen „Existenzsicherung“, „Zusammenleben der Generationen“ und „Wohnformen im Alter“ wurden am Vormittag drei ausführliche Referate gehalten. Über Rahmenbedingungen und konkrete Massnahmen haben Sie in sechs verschiedenen Workshops diskutiert. Es ging dabei um Anliegen wie:

- Austausch unter den Generationen
- Koordination und Vernetzung alterspolitischer Angebote
- Gesundheitsförderung
- Sozialraumgestaltung als Voraussetzung für gesellschaftliche Partizipation
- Folgen der Migration in der kommunalen Alterspolitik
- Altern in Luzern als konkretes Beispiel städtischer Alterspolitik

Welche Fragen gestellt und welche Lösungsansätze in den einzelnen Workshops diskutiert wurden, ist Ihnen soeben von den Workshop-Leiterinnen und -leitern in konzentrierter Form dargelegt worden

Mir sind beim Nachdenken über die drei Referate des Vormittags sowie beim Reinhören in die verschiedenen Workshops folgende sehr unterschiedliche Schwerpunkte in Erinnerung geblieben:

1. Hohe Priorität in der Alterspolitik geniesst eindeutig die Bereitstellung von genügend bezahlbarem, altersgerechtem und u.U. auch betreutem Wohnraum. In der Wohnsituation liegt, neben Gesundheit und einer gesicherten Existenz, eine der Grundbedingung dafür, dass Werte wie Autonomie und Partizipation, Mitverantwortung und intergenerativer Austausch auch im hohen Alter gelebt werden können. Vom Wohnforum der ETH Zürich sowie von der Age-Stiftung kamen hier wichtige Impulse.
2. Das in der Altenbetreuung allgemein anerkannte Prinzip „ambulant vor stationär“ bleibt bestehen, sollte aber, wie Valérie Hugentobler von der Haute école de travail social in Lausanne und Margrit Hugentobler vom Wohnforum der ETH Zürich in ihren Referaten ausführten, Risiken wie Isolation und Verletzlichkeit nicht aus den Augen verlieren und deshalb für Alternativen offen bleiben.
3. Eine bedeutende Rolle spielen in diesem Zusammenhang die Begegnung und der Austausch zwischen den Generationen: Beziehungen, die aufgrund veränderter Familienstrukturen und Wohnverhältnissen nicht mehr selbstverständlich sind und deshalb durch spezifische Projekte gefördert werden müssen, wie dies Valérie Hugentobler in ihrem Referat und Monika Blau in ihrem Workshop dargelegt haben.
4. Es gibt innerhalb der schweizerischen Alterspolitik einstweilen noch zu viele verschiedene Akteure und zu wenig Koordination, zu wenig Vernetzung, zu wenig pro-aktive Strategien. Es hapert mit dem Zugang zu entsprechenden Informationen. Es kommt zu Doppelspurigkeiten und unklaren Zuständigkeiten. Anbieter und Nutzniesser finden oft nur schwer oder gar nicht zueinander. Abhilfe schaffen möchte das „Netzwerk altersfreundlicher Städte“, aber auch ein Projekt wie „Socius“ in Basel und Biel oder eine Forschungsstelle wie das Wohnforum der ETH, die sich alle drei heute präsentiert haben.

5. Alterspolitik muss, wenn sie gelingen soll, der Dynamik und Vielfalt heutiger Lebensentwürfe Rechnung tragen. Alterspolitik setzt deshalb, statt wie bisher auf Standardisierung, auf Differenzierung, Diversifizierung, Flexibilisierung und Dezentralisierung. Und Alterspolitik sieht, wenn sie gelingen soll, betagte Menschen nicht als Probleme, die es zu lösen, sondern als Träger von Erfahrungen, Ressourcen und Potenzialen, die es zu nutzen gilt. Dies ist in sämtlichen Referaten des Vormittags sowie in zahlreichen Workshops zum Ausdruck gekommen.
6. Besondere Bedeutung kommt im Umgang mit alten Menschen den von Medien und Werbung verbreiteten Altersbildern zu. Sie bestimmen wesentlich unsere Vorstellungen vom Alter. Das weitgehende Fehlen zeitgemässer, geschlechterspezifischer und die Vielfalt heutiger Lebensentwürfe widerspiegelnder Bilder hat deshalb gravierende Folgen.
7. Es gibt innerhalb der alternden Gesellschaft offensichtlich Gruppen, die bislang zu wenig Beachtung fanden, sei es, dass sie zu klein und zu wenig relevant waren, sei es, dass sie aus andern Gründen übersehen oder vernachlässigt wurden. Es sind dies die zumeist alleinstehenden Frauen, es sind dies die sozial Schwachen, darunter wiederum zahlreiche alleinstehende Frauen, und es sind dies vor allem auch die in die Jahre gekommenen Migrantinnen und Migranten, die, oft schlecht integriert und ungenügend abgesichert, ihren Platz in den bestehenden Betreuungssystemen erst noch finden müssen. Wie unsere auf Dauer gestellten Sozialwerke drohender Altersarmut begegnen und wie Institutionen mit ethnischer Vielfalt umgehen wollen, wurde uns im Referat von Jürg Brechbühl vom Bundesamt für Sozialversicherung sowie von Hildegard Hungerbühler im Workshop über die ethnische Vielfalt in Altersheimen eindrücklich dargelegt. Die spezifische Situation alter, alleinstehender Frauen wurde im Rahmen der Ausführungen von Margrit Hugentobler über altersgerechtes Wohnen berücksichtigt.

#### **Fazit:**

- Alterspolitik beruht, wenn sie gelingen soll, auf Information, Koordination und Kooperation.
- Oberste Priorität haben Autonomie und Partizipation (Teilhabe, Austausch, Begegnung)
- Voraussetzungen für ein gutes Alter sind: eine gesicherte Existenz, Gesundheit, altersgerechtes Wohnen in einem altersgerechten Quartier sowie Möglichkeiten zum Austausch unter den Generationen.
- Richtig verstandene Alterspolitik wird nicht auf Kosten der Jungen betrieben, sondern ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen, bei dem Jung und Alt von einander profitiert.
- Partizipation ist keine Einbahnstrasse, sondern ein dialektisches Verhältnis. Das heisst: Projekte, Massnahmen, Strukturen sollten mehr *mit* den Alten als *für* die Alten entwickelt werden – und ganz sicher nicht über ihre Köpfe hinweg.

#### **Und das Fazit vom Fazit:**

In der Alterspolitik hängt alles mit allem zusammen. Die angesprochene Problematik – dies hat die heutige Tagung gezeigt – ist so komplex, so vieldimensional, dass sie von allen Seiten und auf allen Ebenen gleichzeitig angegangen werden sollte.

Lösungen müssen im Kleinen wie im Grossen ansetzen. Denn: Autonomie und Partizipation können an Barrieren im Wohnbereich oder im öffentlichen Raum ebenso scheitern wie an einer ungenügenden Altersvorsorge oder einer mangelhaften Gesundheitsversorgung. Ganz wichtig ist es deshalb, Prioritäten zu setzen, Angebote zu koordinieren und Akteure zu vernetzen. Die Devise „Global denken – lokal handeln“ liesse sich, auf die Alterspolitik übertragen, folgendermassen abwandeln:

Gross denken – in kleinen Schritten vorwärts gehen